

(Nachdruck verboten.)

11

## Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre  
von Wilhelmine v. Hillern.

Schnee.

„s heißt ja, wir kommen in Bann!“  
„Wer sagt's?“  
„Der Pfarrer hat's heut den Feiertagschülern ankünd't, daß wir's wissen.“  
„Das wär' nit aus —“  
„Ja, morgen kommt der Hirtenbrief und am Sonntag wird er verlesen — wer jetzt noch treibt, der ist schon drin!“  
„Ah bah, solange der Brief nit verlesen ist — gilt's nit.“  
„B'Müntcha ist er's ja schon! Drum hat's der Pfarrer g'sagt, daß nix mehr g'schieht, jetzt sind wir verwarnt und können uns danach richten.“  
„Woher nit gar, dös kummt' a jeder sagen, der Pfarrer droht halt —!“  
„Naa, a Telegramm hat er kriegt — und der Brief kummt nach.“  
„Ah was, solange wir 'n nit mit eigene Ohren g'hört haben, geht uns dös nix an!“  
„So viel ist g'wiß, was g'schehn soll — muß bald g'schehn.“  
„Amal, jedenfalls vor der Brief verlesen ist —“  
„So geht ein leises Gemurmel wie das Rauschen einer zwischen Felsen erstikten Brandung durch den Raum. — Es ist eng und heiß auf dem qualmigen „Tanzboden“, wo die Klüsternden versammelt sind.“  
Der Tanzboden ist ein unbenützter abgeperrter Speicherraum, ohne Treppe, mit einer Fallthür und nur über eine Leiter erreichbar. Die festgeschlossenen Türen und ein großer alter Kachelofen, der heuer zum ersten Mal wieder angeheizt ist und dicke Rauchwolken herausläßt, — machen schon an sich heiß — dann und wann spritzen knisternde Funken aus dem Ofen und müssen mit den schweren Nagelschuhen ausgetreten werden, daß die Sohlen brenzlich riechen. 's Bier ist warm — alles schlecht und nun auch noch diese Nachricht! Die steigt den Leuten zu Kopf, daß ihnen die Schläfen pochen und die Kehlen trocken werden. „Jetzt, was thun —?“  
„Wir wissen nix — wir wollen nix wissen.“  
„Was kümmert uns das G'schwätz von die Feiertagschüler.“  
„Wir warten den Hirtenbrief ab.“  
„Nein, grad den warten wir nit ab — da müß'n wir die Sach schon vorher loslassen.“  
„Können wir denn, wenn der Maxtrainer-Graf nicht mitthut?“ sagt ein großer schöner Mann, der bisher geschwiegen, mit überlegener Ruhe — aber in seinen Augen blitzt es düster auf, als sie über die Versammlung hinschweifen: „Wir können ja kein' Beschluß fassen, wenn einer fehlt.“  
„Aber Habermeister! Seit drei Wochen ziehen wir jetzt an der G'schicht' rum — o b — oder nit — jetzt haben wir richtig so lang g'macht, bis wir noch in 'n Bann neinkomme und exkommuniziert werd'n,“ schreit ein Stiziger ungeduldig und schlägt mit der Faust auf den Tisch.  
„St — nit so laut!“ rügt der Habermeister; „wannst D' nit still reden kannst, na mußt lei Haberer nit werden. Wir können nur b'sonnene Leut' brauchen, die sich in der G'walt haben und a Sach' heimlich betreiben, bis 's losgeht — nachher kannst schreien, so viel D' magst!“  
Währenddessen haben ein paar vorsichtig ausgeschaut, ob niemand in der Nähe auf der Hausflur oder unten in der Wirthsstube war, der die laute Rede gehört hätte — aber alles ist in Ordnung.  
Ein plumper Bursche mit verwegendem Ausdruck zupft seine Nachbarn am Ärmel: „Wenn wir den Hirtenbrief aufhalten könnten?“  
„Ja, wie dös?“  
„Uebermorgen ist Sonntag — wenn wir uns drüber macheten und heut Nacht a Brucken zwischen Bichl und Penzberg abrisen — nachher kummt morgen früh d' Post nit durch und keine Brief bringe —“  
„Du Sakramentsklump, Du, so was Schlecht's kann nur

Dir einfallen — daß wir noch 'n Postwagen umschmeißeten und Menschenleben auf'm G'wissen hätten —“

„Sch! Jesus, seid's doch nit so dumm — will i denn dös —? Wann wir fertig sind, geht einer hin und zeigt's an, daß lei Unglück passiert. Der kriegt nachdem noch a gut's Trinkgeld dazu und lacht sich ins Fäustl.“

„Ja, a Trinkgeld —“ höhnt ein anderer, den sie den Hiesel nennen, „wannst ebbas anstellst, daß sich einer 'n Gar'n verstaucht, oder thust 'n ungschickten Fahrer mit'm Messer, daß 's a bißl schweift — nachd' kriegt a Jahr Zuchthaus — wannst aber 'n ganzen Eisenbahnzug rett'ft mit alle Passagier drin, nachd' ist's Dei verfluchte Schuldigkeit g'wesen und kannst Dir lei Halbe Bier dafür kaufen!“

„Darauf kommt's nit an,“ rügt der Habermeister; „die Hauptsach ist die, daß wir unser G'wissen rein halten —“

„Ja freilich, ja freilich, was anders woll'n wir ja auch nit. Aber so ganz schlecht wär' der Vorschlag nit — etliche Tag wär' halt doch die Postverbindung abg'schnitten und wir hätten Zeit g'wonnen!“

„Das ist eine heikle Sach', die braucht wohl überlegen —!“ sagt der Habermeister kopfschüttelnd.

„D mei! Ueberlegen — und mit lauter Ueberlegen kommen wir z'lezt zu gar nix!“

„Wenn sich der Maxtrainer bis jetzt so dagegen g'wehrt hat — ändert er seine Meinung über Nacht auch nit. Wir müß'n halt ohne ihn z'thun komme!“

„Ja, ja —“ murmeln die übrigen leidenschaftlich durcheinander, und was sie nicht mit Schreien auslassen dürfen, sammelt seine Kraft um so mehr im Innern. — „Wann er nit derbei sein will, na soll er's bleiben lassen —!“

„Ruh' — i bitt' Euch!“ mahnt der Habermeister. „Wir können ohne sei Zustimmung nix machen in der Sach'! Ihr wißt's, was der Maxtrainer für a Stiziger ist! Der ist im stand, aus Zorn geht er hin und zeigt's an, daß wir alle mit'nand' auß' G'richt kommen!“

„Dös kann er nit — a Haberer, der sein Eid bricht — dös giebt's nit!“

„Er hätt' ja lei Stund' kein Ruh' mehr vor uns — bis auf Kind und Kindeskind!“

„Aber jedermann drauß'n giebt ihm recht — und 's wird heißen, wir sind gottlose Leut, daß wir den Dub'n zwingen woll'n, da mitz'thun!“

„Dös woll'n mir ja nit —“ unterbricht ihn einer. „Wer verlangt denn, daß er selm derbei ist? Er soll's bloß nit hindern und andre Leut' ihr Recht lassen!“

„Er wird's aber hindern —“ erwidert der Habermeister. „Er hat's g'sagt, er laßt's nit angehn! Und lei Christenmensch kann ihm das verübeln — in dem Fall!“

„Freili, freili! 's wär' ja gegen 's vierte Gebot —!“  
„Drum eben sollten wir's heimlich thun, ohne daß er's inne wird — nachd' trifft ihn keine Schuld!“ raunt der Hiesel dem andern zu.

„Wenn ich Euch doch sag', daß er mir droht hat, bald wir das hinter seiner thun, steht er für nix —!“

„Und derweil könne wir uns von dem alten Ruach sei'm G'söff vergiften lassen,“ meint einer, der eben sein Halbekrügl von sich schiebt.

„Wir sollen halt noch annal die Anzeig' beim Bezirksamt gegen ihn machen!“

„Ah mei — Bezirksamt! Na schicken s' wieder a Kommission wie die vorig, und derweil kriegt er Wind, wie selb's mal, und schütt' 'n ganzen Sud aus, daß drei Tag lang alle Bäck' nach Bier schmecken und wenn d' Kommission kummt, da ist alles voller Hopfen, daß 's a Freud' ist und d' Herbstzeitlosen sind wie vom Erdboden verschwunden! Ein solchener, Reicher — der hat ja überall seine Leut' an der Hand — wie wolt's denn so ei'm beikomme —!“

„Da muß ma sich selber helfen! Was anders gib't's nit!“

„Und was is's nachd' weiter? Drin in der Stadt, da dürf'n d' Bürger und d' Bauern mitrichten und amten, da haben's d' Schöffen und G'schworene eing'führt, weil sie 's ohne 's Volk doch nimmer mach'n könnt' haben — und wir hier, wir soll'n nit richten und mitreden?“

„Wir sind grad so g'scheit, wie die drin, wir sind unsre eignen G'schwornen und können so gut Schuldig sprechen wie die!“



„Die G'schwornen dürfen sagen, ob f' ein' für 'n Dieb oder 'n Mörder halten, wo sogar oft ein' sei Leben davon abhängt, — aber — wir sollten nit amal eim' Erzklump sei Sündenregister runter lesen?! Man sagt doch überall sei Meinung, warum nur wir nit? Wer sind dann die G'schwornen, was sigen da oft für Leut' d'runter? So lang d' eim' bei Spitzbuberei nachweisen kannst und bürgerlichen Ehrverlust — kann er, G'schwornen sei' — der da droben war auch schon derbei! So viel san wir no lang, wie der! Im Gegentheil, mir san keine Bierfälscher und Güterz'rümmere. Wir haben da herauf bei Landg'richt und bei Schwurg'richt — wir müssen selm hinschauen, wo der Staat nit hinschaut! Dös hat der g'scheite Kaiser Karl wohl g'wußt, wie er unserm Gau die G'rechtsame geben hat, und daß unsre Altvordern brave Leut' waren, die 's nit mißbraucht hätten. No, und so viel schlechter sind wir auch nit worden, als unsre Alten.“

„Es ist einmal ein altes kaiserliches Privilegium,“ spricht der Habermeyer, „und wenn uns auch leider die Urkund' im Bauernkrieg verloren 'gangen ist — desweg'n ist's doch verbürgt und vererbt von Vater auf Sohn! — Es wird wohl kein sterbender Vater sei'm Sohn auf'm Todtenbett a Büg' sagen! Wenn wir aber selber nimmer an unser Recht glauben, dann machen wir unsre Eltern im Grab zu Lüg'nern.“

Eine tiefe Bewegung geht durch die Versammlung.

„Und wohin werden sie's bringen, wann f' uns das Haberg'richt verbieten und verleiden und wir's aufgeben müssen?“ fährt der Meister fort. „Daß alles fremde G'findel 'rein kommt und auf unsern Namen weiter treibt! Die sind aber dann nit so g'wissenhaft, wie wir, und schonen Leib und Leben und Hab' und Gut, oder ersetzen den Schaden, wenn was verdorben wird, wie wir! Dös giebt nacher erst rechte Schlamaffen — nacher g'schehen erst die Verbrechen, die man uns jetzt nachsagt, und was bei uns ein rechtschaffenes G'richt war, dös wird bei dem G'findel ein grober Unfug und verschimpft unser heilige Sach' — 's heißt halt: 's sei a Habersfeldtreiber g'wesen und wir wären die Treiber!“ Der Habermeyer erhebt sich: „Denkt an mich — wer's erlebt! — Wenn sie jetzt den Bann über uns aussprechen — ziehen sich alle ordentlichen Leut' von der Sach' z'rück und g'habert wird doch! — Denn solcherlei G'findel, Landstreicher, arbeitslose Knecht oder entlassene Sträfling giebt's g'nug, die sich so eine schöne G'legenheit zum G'revell'n nit auskomme lassen! — Bis in a dreißig Jahr' sind wir dann so weit, daß sie alleweil wieder den Bann aussprechen müssen und daß es alleweil vergebens sein wird, denn das G'findel, was nach uns habert, kümmert sich um lei Kirch und kein Bann, des prügelt sich mit den Gendarmen 'rum — und wenn's Menschenleben kostet, dann haben wir's gethan!“

„Recht hast, Habermeyer! — Nit auslassen dürf'n wir. Unser aller Ehr' und guter Namen steht auf'm Spiel —!“

Der Habermeyer wischt sich die Stirn: „Da heißt's immer, unser Sach' wär'n ung'rechte, sonst brauchten wir's nit so g'heim z' halten! Ja mei, in der Stadt drin, da hab'n f' noch viel g'heimere Orden. D' Freimaurer brauchen sich auch nit fürchten — san König und Kaiser derbei — und halten doch alles g'heim. Das ist, weil die Person nit derbei ins Spiel kommen soll, — daß nit die ganz' Wetzern- und Basenschaft mit d'rein reden und 's freie Urtheil von die Leut' beeinflussen kunnt!“

„Aber d' Freimaurer san auch im Bann!“ bemerkte einer dazu.

„Ja, aber sie scheren sich nit d'rum — dös is halt a mächtige G'sellschaft, dena können's nit an, nur so arme Teufel wie wir müssen's büßen.“

„Ich sag' — nit nachgeben!“ spricht der älteste unter den Habernern, der sogenannte Rugmeister. „Derwischen lassen wir uns nit und beichten brauchen wir's auch nit, denn warum? Es begeht ja keiner lei Todsfund nit. Wir haben noch niemand umbracht — haben nit g'raubt und nit g'stohlen, haben kein Ehrbruch auf'm G'wissen, reden auch lei falsch Zeugniß nit, denn wir treiben nur bei dem, wo wir's g'wieß wissen. Wir streben nit nach unserm Nächsten sei'm Sach' — im Gegentheil, wir wollen ihm dazu verhelfen, wenn er von einem übervertheilt wird. Wir halten die zeh'n Gebot und die fünf Kirchengebot. Wir fasten, wir gehen in die heilige Mess', wir arbeiten an kein' Feiertag — und, wer ist unter uns, der nit an Ostern sein Beichtzettel bringen kunnt?“

„No, nachher frag' ich: Wo ist denn das große Verbrechen, wegen was man ein'n gleich exkommuniziren

muß?“ redet der Alte weiter. „Daß wir ein bißl schreien und knallen? Dös thun freili d' Freimaurer nit. Dös muß aber auf'm Land sein — dös ist ein alter Brauch und hat die Bedeutung, daß der Sünder ans Jüngste Gericht erinnert wird, — das jagt ihm an andern Schrecken ein, als so a zahme G'richtsfigung, wo's so staad hergeht, daß man d' Fliegen summen hört! — Das ist a reine Polizeisach', und wann denen Herru unser Lärm nit anständig ist, weil sich jetzt nit mehr rühren soll bei dena verschlafene Leut', dann soll'n f' uns weg'n nächtlichen Unfug strafen; zahlen wir so viel Tausende an Entschädigungen und Unterstützungen, dann kommt's auf die paar Gulden Ordnungsstraf' auch nimmer an. Aber nit gleich Kirch' und Staat z'sammenhelfen, als wann wir a solche g'fährliche Verbrecherbande wären, daß einer allein uns nit Herr werden kunnt!“

„Er kunnt's au nit“, ruft der Habermeyer. „Einer allein nit — und alle z'wei mit'nander nit!“

Wie elektrisirt springen jetzt alle von den Sigen auf. Die Köpfe glühen, die Fäuste sind geballt und wie zum Schwur erhoben.

„Ja, so ist's, so soll's sein! Wir haben uns einand' zug'schworen und wir halten unsern Eid! Nit Herr werd'n f' uns und wann f' alle Höllenstrafen über uns loslassen!“

„Brav, gebt mir Eure Händ' —“ sagt der Habermeyer.

„Aber das will ich Euch noch einprägen,“ — er hält mit festem Druck die dargebotenen Hände der Ältesten in den seinen — „da s merkt Euch, Ihr Jungen und Ihr Alten — jetzt müssen wir doppelt vorsichtig sein, daß wir uns nit zu schulden kommen lassen, was ein schiefes Licht auf uns wirft und denen Herru Wasser auf ihre Mühl' wär! Und weiters bitt' ich Euch aber auch, daß nit g'schieht, was Ihr vor'm eigenen Gewissen und vor'm lieben Gott nit verantworten könnt. Denn, wenn wir's mit unserm Herrgott verderben, dann erst ist's g'sehl!“

„Ja! — und a Hundsfott, wer nit dernach handelt!“

„Und somit sag' ich — das Haberg'richt bleibt bestehen, komm's wie's will!“ erklärte der Habermeyer mit trotziger Feierlichkeit.

In diesem Augenblick poltert ein schwerer Tritt wie von Nagelschuhen die Leiter herauf und die Fallthür wird ungestüm aufgehoben.

Ein Ruf der Ueberraschung aus aller Mund: „Der Maxrainer!“

„Wo kommst denn Du noch so spät her?“ fragt der Habermeyer erstaunt: „Komm' nur 'rauf, — mach' d' Fall zu! Wie schaut denn aus?“

„Habermeyer, wann wird trieben? — Ich thu' mit!“

„Jesus Maria, — der Sohn gegen den Vater!“ entschließt es unwillkürlich den Lippen der Männer.

„Das ist kein Vater mehr —! 's ist vorbei, alles vorbei — 's Tischuch zwischen ihm und mir ist zerrissen — Gott vergeih' mir's — irgendwo muß man 's 'auslassen — i kann nit anders, wenn ich ihn nit durch 's Habersfeld treiben darf, so g'schieht noch viel was Aerger's!“

„Maxrainer, bedent's halt doch z'erst, grad' haben wir davon g'redt, — daß wir lei Sünd' wieder die zeh'n Gebot thun soll'n, — grad' jetzt, wo's heißt, daß wir in Bann kommen sollen!“

„So? In Bann auch noch?“ ruft der Maxrainer, „no nacher ist's auch recht! I frag' nach nit mehr. — Wann man so hinsteht'n muß und 's G'sicht hinhalten, zum dreinschlagen wie man 'n Treibvieh auf d' Nasen haut, da ist man halt auch nit besseres als a Vieh — da brauch'ts lei Absolution mehr.“ Er kann nicht weiter reden, der Jorn raubt ihm den Athem. „Bier her!“ stöhnt er, die Zunge leckt ihm an Gaumen. Aber kaum hat der Wirth ihm eingeschänkt und er das Bier gekostet, da spuckt er es auf den Boden: „Pfui Teufel, das ist wieder die Brüh' von mei'm Vater!“

„Jetzt geh, wir müssen's alle trinken —“

„Ja und sind auch alle halb hin davon! I hab's schon hundertmal g'sagt, Wirth, Du sollst' a anders Bier anschaffen.“

„Jesus, da wollt i sehen, wie's mir ging — wann i's Bier von draußt komme ließ! — Du kennst doch Dein' Vater —!“

„Ja — und drum muß es anders werden und Euch und Alle muß's g'holfen wer'n — das sag' i, sei Bua, und drum thu i selber mit —!“

„Hm! Hm! Der eigene Sohn —!“ brummt der Rugmeister kopfschüttelnd: „Wenn uns dös nur Segen bringt —!“



„Ja, der eigene Sohn und heut noch — heut Nacht noch —!“

Der Habermeister legt ihm die Hand auf die Schulter: „Du weißt, daß der Vater schon lang dem Haberg'richt verfallen ist, daß die Anklag' von allen Seiten gegen ihn erhoben ist — Du warst's ja, der sich seit drei Wochen immer dagegen g'sträubt hat! Damals hab'n wir's ohne Dich machen woll'n, weil in unsere Ueberlieferungen noch kein Fall verzeichnet ist, wo ein Sohn den Vater durch 's Habersfeld trieben hätt'! Du hast nur Dei Einwilligung geben sollen, weil wir sonst nit spruchsfähig g'wesen wären, aber auch das hast nit woll'n und heut kommst auf einmal daherg'sauft wie's Wetter und sagst, Du thuest selber mit! Das ist jetzt halt der Zorn, weil Du was mit Dei'm Vater g'habt hast — aber ein schnelles Feuer verraucht auch schnell, und morgen wenn Dei Zorn vorbei ist, reut's Dich wieder. Drum bedenkt's z'erst und sei nit so jäh!“

Jetzt richtet der junge Mann den Blick ruhiger und klarer auf den Habermeister und sein ganzes Wesen nimmt eine bestimmtere Haltung an: „Du meinst, es sei, nur weil mei Vater mich falsch g'macht hat? Nein, Habermeister, dös hat nur 's Maß zum Ueberlaufen bracht. — Wenn ich mich g'sträubt hab' gegen 's Treiben, so war's weil ich probiren wollt', noch im guten mit ihm z' reden. Aber da ist alles vergebens, dös hab' i heut g'ehen und darum soll er's haben. Ihr sagt, es brächt kein Segen, wenn der Sohn dem Vater Habersfeld treibt? Ich frag' Euch, ob's mir Segen bringt, wann ich ruhig zuseh, wie der Vater einen armen Mann um den andern von Haus und Hof treibt? Soll ich die Flüch' ernten, die mein Vater sät? Schaut dort den Tilly an! Seit ihm der Vater weg'n fünfzehnhundert Gulden sei Gütl g'nommen und 's dann für dreitausend verkauft hat — ist er aus Verzweiflung ganz verkommen — und war so a ordentlicher Mann. Aber dös kümmert den Vater all' nix. Der geht nur drauf aus, Güter z'samm z'bringen, mag z' grund g'richtet werden wer will! Wenn da noch z' helfen ist, dann ist's nur durch a Habersfeldtreiben — sonst durch nix. Grad, daß Ihr seht, daß es a ernste Sach' ist, um die sich's handelt, thu ich mit! — Denn wann ich dabei bin, hört der Spaß auf! Ich bitt' also, daß die Jungen unter Euch dösmal das Treiben nit als a Gaudi betrachten und Lumpereien machen, sondern als a schwer's Strafg'richt, was der eigene Sohn in seiner Noth über den Vater verhängt!“

„Dadrum brauchst Dich nit z' sorgen, das überlaß' Du mir —“ sagt der Habermeister unwirsch.

„Jetzt freu Dich, Hochbräu, — jetzt kommt die Abrechnung —“ stammelt der Unglückliche, von dem der Maxtrainer vorhin geredet, mit verglastem, drohendem Blick.

„Tilly, — sei still und nimm Dich z'samm, daß d' a gerechte Sach' nit zu einer ung'rechten machst und meinst Du kannst da Dei'n Haß anlassen. Büßen soll mei Vater, aber Deids laß ich ihm keins g'sehen — und weh dem, der ihm a Haal krümmt!“ Er geht zum Fenster und macht einen Spall am Laden auf, um die Nachtlust die heiße Stirn kühlen zu lassen. — Schwer athmend blickt der Jüngling zu dem düstern Nachthimmel auf, von dem sich kaum die schwarzen Umrisse mehr abheben, so dunkel ist's. Dann schließt er den Laden wieder und sieht auf die Uhr: „s ist schon acht Uhr. Heut wird wohl nix mehr z' machen sein.“

„Das kannst Dir denken,“ sagt der Habermeister, — „wie brächt' man so schnell die Leut' z'sammen?“

„D weg'n dem! In drei Stunden hab' ich sie alle!“ ruft der Tilly mit funkelnden Augen und springt behende herbei. Der hagere, abgezehrte Körper zittert vor Begier, die Sache der Vergeltung zu fördern. Schon greift er nach der zerlumpten Foppe, die er am Nagel hängen hat — da gebietet der Habermeister Halt!

„Zuerst,“ sagt er zu Maxtrainer, „müßt' man doch wissen, warum D' auf einmal so pressirst, nachdem D' Dich so lang b'founen hast? Liegt noch was anders vor, als was uns allen schon bekannt ist?“

„No, das will i meinen! Wißt Ihr denn nit, was heut abend g'sehen ist?“

Die Männer schütteln die Köpfe: „Wir sind schon seit sieben Uhr da!“

„D mein Gott, da habt Ihr's noch gar nit erfahren — der Allmeyer — der Vater von der Wiltraud, ist g'storben.“

„Jesus, der Allmeyer?“ rufen die Männer erschrocken und theilnehmend. „Wie ist das g'gangen — war er denn so krank?“

Der Maxtrainer kämpft mühsam die aufsteigenden Thränen hinunter: „Kränklich war er schon, doch hat der Doktor g'sagt, er hätt' noch a paar Jahre'n leben könne. Aber dös hat ihm den Todesstoß geb'n, daß ihm mei Vater d' Hypothek kündt hat und ihm mit 'm G'richtsvollzieher droht. — Die Schand überleb' ich mit, hat er g'sagt, — hat sich niederlegen müssen und a Stund' drauf war er todt! Grad daß sie noch hab'n 'n Pfarrer 'rauf holen könne.“

Wie ein nahender Sturm erhebt sich jetzt drohendes Gemurmel unter den Männern: „Der arme Teufel — der Allmeyer, 's war so a rechtschaffner Mann. Grad z'samm'schießen soll ma' den Blutjauger. Zerst hat er 'm Allmeyer 's G'schäft ruinirt mit seiner Kunstmühl, daß man's jetzt nur noch zur todten Mühl heißt, und dann nimmt er 'm 's Häusl auch noch!“

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— **Schlüsselversicherung.** In einzelnen englischen Städten findet man Gesellschaften, welche unter ihre Versicherungen auch Schlüsselversicherungen begreifen. Für jährlich zwei Schilling erhält man eine kleine Platte, die man an dem Schlüsselbund befestigt. Die eine Seite dieser Platte trägt eine Nummer, die andere eine Aufschrift, welche ersucht, das Schlüsselbund so schnell wie möglich zum nächsten Polizei-Bureau zu tragen. Der Finder erhält dort eine Belohnung von 2 Schillingen; er erfährt aber so nicht den Besitzer und kann also auch mit den gefundenen Schlüsseln nichts anfangen, wenn er ein Dieb sein sollte. Die Polizei stellt das Bünd der Gesellschaft zu, und diese stellt in ihrer Liste den Eigner fest. Wird das Verlorene nicht zurückgestellt, so zahlt die Gesellschaft bis zu 100 Schillingen Vergütung. Diese Schlüsselversicherung ist gleichzeitig auch eine Unfallversicherung. Trifft den Inhaber eines verführten Schlüsselbundes in einem öffentlichen Verkehrsmittel ein Unglück mit tödtlichem Ausgang, so erhalten seine Erben von der Gesellschaft 1500 Schilling; die Erben eines verunglückten Naders bekommen die Hälfte, doch muß ein versicherter Nader jährlich einen halben Schilling mehr Versicherungsgebühr zahlen. —

— **Der Sklavenhandel in Afrika.** Der Amerikaner Heli Chate-laine, welcher Jahre lang Agent der Vereinigten Staaten in Loanda gewesen ist, hat, wie Londoner Blätter mittheilen, unlängst seine Ansichten über den Sklavenhandel veröffentlicht. „Diese offene Wunde der Menschheit“, führt er aus, eitet noch so ekelerregend wie früher. Von 200 000 000 Afrikanern sind 50 000 000 Sklaven. Auf den Inseln Sansibar und Pemba, welche von Großbritannien verwaltet werden, befinden sich 200 000 Sklaven. Auf jeden Sklaven, der die Küste erreicht, kommen 8 Sklaven, welche unterwegs oder im Innern umkommen. Jährlich werden 7000 Sklaven nach Sansibar geschmuggelt und 11 000 nach Arabien. Man glaube nicht, daß mit der Unterjochung der Mohammedaner, welche doch die Hauptsklavenhändler sind, die Sklaverei aufhören wird. Die letztere ist eben ein Grundelement der jetzigen afrikanischen Zustände. Die Eltern verkaufen ihre Kinder. Schuldner und Verbrecher werden in die Sklaverei verkauft. Sklaven bilden die reguläre Währung auf immensen Gebieten des Innern von Afrika. Sie sind Zugthiere, welche Elfenbein, Gummi und Wachs an die Küste tragen und die europäischen Produkte in das Innere zurückbringen. Sklaven sind die Träger der Karawanen der europäischen Reisenden, welche sich in unerforschte Gegenden begeben. Die Ausrottung der Sklaverei in Afrika kann nur erfolgen, wenn die allgemeinen Zustände eine völlige Veränderung erfahren.“ —

## Theater.

Zum dritten Male nun begegnen wir den Einsamen Menschen von Gerhart Hauptmann auf der Berliner Bühne. Auf der Freien Bühne wurde das Drama wohl anfänglich überschätzt; im Deutschen Theater des Herrn Arronge folgte dann ein heftiger Rückschlag; bald verschwand das Schauspiel vom Repertoire. Am Dienstag ward es wiederum in den Spielplan des Deutschen Theaters aufgenommen, und jetzt wird man der Dichtung eher gerecht werden können, ohne ihre Bedeutung zu überheben und ohne das Genre, das sie darstellt, zu unterschätzen. Einsame Menschen sind in einer Zeit geboren, in der die fein-empfindlichen Seelen wund werden. Zum starken Können fehlt es den Leuten am entschiedenen Zug; und so verbluten sie im Kampf zwischen Wollen und Können. Nicht große tragische Gewalt, aber zart wehmüthige Elegie wird in dem Genre von Hauptmann's Einsamen Menschen verkündet. Das scheint der Grundakord der Poesie unserer Tage, die im einzelnen sehr sensitiv, voll intimer Reize sein kann, aber nirgend zur Macht, zu leuchtender Frische oder zur Erhabenheit vordringt. — Die jetzige Darstellung im Deutschen Theater ragt kaum über das Ensemble der Freien Bühne vor. Allen Respekt zunächst vor Herrn Sauer, dessen künstlerische Ehrlichkeit sich erst jetzt zur Reife entfaltet. Moderne, geistig leicht reizbare Menschen hat er trefflich und scharf beobachtet. Das hat in jedem Zug sein Johannes Voderat bewiesen. Frä. Else Leh-



mann hat schlichte, herzliche Empfindung genug für Käthchen Bockerat. Nur die volle Illusion kann sie nicht anbringen, daß dies Käthchen ein kränkliches Hühnchen sei. Frau Meyer hat] in alter, treu bewährter Kraft die Mutter Bockerat geliebt. — Flacher, leerer kamen diesmal die übrigen Gestalten im Stücke heraus; so erschöpfte Fr. Trenner nicht entfernt ihre Aufgabe (Fr. Mahr); und welch' echt Berlinisches schnoddriges Phlegma entwickelte einst Herr Lessing als Maler Braun; Herr Hans Fischer erschien dagegen wie eine matte Kopie. —

— Wildenbruch soll sich, wie man der Breslauer Morgenzeitung mittheilt, durch die tadelnden Bemerkungen der Presse über sein Festspiel „Willehalm“ tief getroffen fühlen. Er habe sich geäußert, daß er die Hiebe einstecken müsse, die eigentlich jenen gälten, die ihn zu Veränderungen veranlaßten, bis die ursprünglich anders gestaltete Dichtung so wurde, wie sie nun der Oeffentlichkeit überantwortet wurde. — Armer Hofsopet! —

**Geographisches.**

— Probleme der Nordpolforschung. Als Nansen unlängst in London war, wohnte er, wie der „Köln. Ztg.“ geschrieben wird, auch einer Monatsversammlung der Geographischen Gesellschaft bei. Der Präsident Sir Clement Markham hielt einen Vortrag über die Probleme der Nordpolforschung und beschäftigte sich dabei hauptsächlich mit den Feststellungen Nansens und insbesondere mit der Thatsache, daß nördlich von Franz Josephs-Land ein sehr tiefes Seebecken ermittelt wurde, das in seiner Tiefe verhältnißmäßig warmes Wasser enthalte. Dieses große Polarbecken, das sich über den Pol ausdehne, sei wahrscheinlich ein infellofes, eisloses Meer. Nansen habe durch seine Entdeckungen eine Reihe bisher fragmentarischer Thatsachen in Zusammenhang gebracht, aber immer sei noch manches zu erkunden. Eine Expedition wäre den Jones-Sund hinaufzusenden, um die 650 Kilometer Entfernung über Prince Patrick Insel hinaus aufzuklären und das ganz alte Eis in dieser Gegend zu untersuchen. Eine zweite Expedition müßte die Untersuchung von Nord-Grönland vervollständigen. Eine dritte endlich wäre nach Nansens Vorgang einzurichten, müßte sich aber in das Eisstreifen viel weiter südlich hineinbegeben, um über den Pol selbst hinweg zu gelangen. Wahrscheinlich würde das vier Jahre in Anspruch nehmen und weitere Ergebnisse an Kenntniß bezüglich der Meeresstiefe, der Strömungen und Temperatur sowie eine Reihe weiterer magnetischer Beobachtungen liefern. Auch würde dann wohl die Frage zur Entscheidung gelangen, ob sich zwischen Prince Patrick Insel und Wrangel-Insel noch Land befinde. Nansen begann die Erzählung mit interessanten Bemerkungen über das große Polarbecken nördlich von Sibirien. Die Tiefe dieses stets unten mit verhältnißmäßig warmem Wasser gefüllten Beckens nimmt nach seiner Angabe fortwährend zu und der Nordpol ist zweifellos in demselben gelegen. Alles Eis, das der Fram auf seiner Entdeckungstreife antraf, kam aus dem großen Polarmeer. Die Art des Eisstreibens bewies, daß nördlich der Strecke kein Land sein konnte, denn Land hätte das Eisstreifen aufgehalten. Nansen ist zu dem Schlusse gelangt, daß das Eisstreifen im Norden schneller verläuft, als weiter südlich. Das vollständige Fehlen von nordwärts ziehenden Vögeln beweist, nach seiner Meinung, daß weiter nördlich kein Land mehr sein kann, denn andernfalls würde man ziemlich sicher Vögeln begegnen. Was das Eis anbelangt, so hält Nansen das älteste, das er gesehen, nicht für älter als fünf bis sechs Jahre alt. Der Durchschnitt der Dicke ist 3 bis 4 Meter, und Nansen glaubt auch nicht, daß das Polar-Eis mächtiger sei. Lagen neuen Eises begegnet man an der unteren Seite der Schollen. Unter 200 Meter und bis zu 900 Meter Wassertiefe steigt die Temperatur über den Gefrierpunkt und hebt sich, je mehr man sich dem Meeresboden nähert. Nansen glaubt, daß dieses warme Wasser vom atlantischen Ocean nach dem Polarmeer einströmt. Das Eisstreifen werde wohl meist durch den Wind veranlaßt, aber zuweilen findet sich doch, daß es gerade gegen den Wind geht. Mit den Ansichten des Präsidenten über eine nach dem Muster seiner eigenen nur mehr ostwärts zu unternehmenden Expedition ist der Reisende durchaus einverstanden. Er meint, dieselbe werde wohl fünf Jahre brauchen, um, dem Treibeis folgend, über den Pol zurückzukehren. —

**Physiologisches.**

— u. Menschenaugen und Fischaugen. Bei den Menschen, den übrigen Säugethieren und den Vögeln wird die Fähigkeit, auf der Reizhaft Bilder von Gegenständen zu entwerfen, die vom Auge verschieden weit entfernt sind, dadurch erreicht, daß durch passend angebrachte Muskelfasern die Linse mehr oder weniger stark gekrümmt wird; der Effekt ist also derselbe, als ob wir bald eine Brille mit stärker gekrümmten Gläsern aufsetzen, bald eine solche mit geringer gekrümmten. Die Fische und wahrscheinlich auch die Reptilien dagegen haben diese Fähigkeit, die Linse verschieden stark zu krümmen, nicht; dafür haben sie eine Muskulatur im Auge, die es ihnen ermöglicht, die Linse bald mehr nach vorn, bald mehr nach hinten zu verschieben. Hier also tritt derselbe Effekt ein, den wir bei unseren Theatergläsern erreichen, indem wir durch Drehen an der Schraube das vordere Glas den beobachteten Gegenständen bald mehr, bald weniger nähern. —

**Humoristisches.**

— Von einem, der seine Schuld beichtet. Im Schweizerland, zu Luzern, ist es in der Fastenzeit geschehen, so jeder-mann beichten muß, daß auch allda von ungefähr gearbeitet hat ein junger, lustiger Gesell mit Namen S. A. C. Zu demselben spricht sein Meister: „Es ist der Brauch allhier, daß jedermann muß beichten, darum schicke Dich auch darzu.“ Dieser antwortet: „Das will ich thun, Meister“, und geht gleich zum Beichten hin. Als er nun vor dem Pfaffen niederkniet, spricht er: „Herr, ich bekenne mich schuldig!“ und schweigt damit. Der Pfaffe spricht: „Sag weiter!“ Er beichtet: „Ich bin dem Wirth zur Krone anderthalb Gulden schuldig, die ich allda verzehret habe. Weiter dem Wirth zum Löwen einen Gulden, dem Wirth zum Salmen zwölf Bazen.“ Nachdem bestimt er sich, wo er mehr schuldig sei; da spricht der Pfaffe: „Kannst Du auch beten?“ Er antwortet: „Nein!“ Spricht der Pfaffe: „Das ist böse!“ Antwortet, der da beichtet: „Darum hab' ich's nicht wollen lernen.“ Der Pfaffe lächelte höhnißlich und sprach: „Wesh bist Du?“ Er antwortete: „Meines Vaters.“ Der Pfaffe sprach: „Wie heißt Dein Vater?“ Er antwortete: „Wie ich.“ Der Pfaffe sprach: „Wie heißt Du?“ Er gab Antwort: „Wie mein Vater.“ Der Pfaffe fragte ihn herwieder: „Wie heißet Ihr alle beide?“ Er antwortete: „Einer wie der andere.“ Der Pfaffe, wiewohl er ergrimmt war, sprach dennoch sanftmüthig zum Jüngling: „Gehe hin, ich kann doch nichts mit Dir schaffen.“ —  
(„Kostwagenbüchlein.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— In Bühl bei Karlsruhe erstickte die Frau eines Maurers während des Essens infolge einer Luströhren-Verstopfung. —  
— Der Rath der Stadt Leipzig beschloß, für 25 000 M. eine Parade für Exmilitäre bauen zu lassen. —  
— Ein seltsamer Vorfall verursachte dieser Tage in der Fregestraße in Leipzig einen bedeutenden Menschenauflauf. Es war dort einer ruhig dahinschreitenden Frau zu ihrem Schrecken plötzlich ein graubraunes Ungethüm in das Gesicht geflogen, abgeprallt und dann an eine benachbarte Fensterscheibe geschwirlt. Bei näherem Hinzusehen entpuppte sich der unheimliche Segler der Lüfte als eine Gule, die einen Sperring in ihren Fängen hielt. Der arme Spaz war bereits todt, während das Gulenthier von dem heftigen Stoff gleichfalls dem Verenden nahe war. Man tödtete den Vogel vollends, und die Frau, die sich inzwischen von dem Schrecken erholt hatte, konnte ihn als Siegestrophäe mit heimnehmen. —  
— 95 „Haberern“ soll, wie das „Bayr. Vaterland“ mittheilt, Mitte April der Prozeß gemacht werden. —  
— Der frühere Sergeant Zech, der in der Neujahrnacht 1895/96 in der Pilsner-Restaurations zu München mit einer Patrouille gegen das Publikum vorging, ist zum Gefängnißaufseher ernannt worden. — Dazu paßt er. —  
— Im Orte Kaeten bei Rohrbach (Steiermark) brachte eine Schülerin eine Dynamitpatrone in die Schule. Die Patrone explodirte und brachte das Schulhaus theilweise zum Einsturz. Der Lehrer sowie mehrere Kinder wurden schwer verletzt. —  
— „Soldatenpflicht“ von Tolstoi ist in Oesterreich verboten worden. —  
— Nach einer Verordnung des österreichischen Unterrichtsministers sollen vom 1. Oktober ds. Jz. ab weibliche Personen als ordentliche sowie als außerordentliche Hörerinnen zu den Vorlesungen der philosophischen Fakultät an den Universitäten zugelassen werden. Ueber Zulassung weiblicher Personen zum medizinischen Studium wird bei Gelegenheit der Reform der Verordnung über das medizinische Studium entschieden werden. —  
— Nach Nansen wird demnächst in Rouen (Frankreich) eine Strafe benannt. —  
— In den sieben Jahren 1884 bis 1891 wurden von den russischen Eisenbahnen 8485 Personen vom Leben zum Tode befördert, 7125 Personen erlitten Beschädigungen. —  
— Kreta und die türkische Zensur. In Konstantinopel gastirt jetzt eine französische Operettengesellschaft, zu deren Repertoire auch „Die schöne Helena“ gehört. Die Gesellschaft wurde nun von der dortigen „Theaterzensur“ aufgefodert, statt des Rufes bei der Abreise „Laud des Guten“ „Auf nach Kreta!“ die Worte: „Auf nach — China!“ zu gebrauchen. —  
— Die Legislatur des Staates New-York beschloß die Einverleibung Brooklyns und anderer Vorstädte mit New-York. Die Bevölkerung dieser Stadt wird dadurch auf 3 200 000 Personen steigen. —  
— Eine sanfte Mahnung. Ein amerikanisches Blatt schreibt: Ein Mann mag eine Warze im Genick als Kragenknopf benutzen, sich hinten auf die Puffer der Eisenbahn setzen, um Geld zu sparen, bis der Kondukteur herunkommt, seine Uhr Nachts stecken lassen, um sie nicht abzunutzen, die i oder tohne Punkt oder Strich lassen, um Tinte zu sparen, das Grab seiner Mutter bebauen des Kornes halber und er kann trotz alledem noch ein Gentleman bleiben im Vergleiche zu dem, der nicht rechtzeitig auf die Zeitung abonnirt oder der eine Zeitung zwei, drei Monate regelmäßig annimmt, und wenn es dann zur Zahlung kommt, sie einfach mit dem Bemerkten zurücksendet: „Verweigert!“ —